
Norbert Wokart
C'est la vie
K&N
Aurore 2023

Norbert Wokart – C’est la vie

Norbert Wokart
C'est la vie
Eine Fragmenten-Biographie

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2024
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
Umschlag: skh-softics / coverart
Alle Rechte vorbehalten
Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-8679-3
eISBN 978-3-8260-8680-9

www.koenigshausen-neumann.de
www.ebook.de
www.buchhandel.de
www.buchkatalog.de

Vorwort

Widersteht man der Versuchung, die verstreuten Momente des *erinnerten* Lebens den Sinnzusammenhängen des *gelebten* Lebens dadurch wieder anzunähern, dass man sie in eine Geschichte einbettet, wodurch sie eine Färbung bekommen, die sie im Leben nicht hatten, bleibt einem nichts, als der aphoristischen Struktur der Erinnerungen dadurch gerecht zu werden, dass man sie als das behandelt, was sie mittlerweile sind: als Anekdoten. Daher scheint mir die angemessene Form für eine Autobiografie das Verfahren zu sein, das Jean Paul empfiehlt: „Schreibe eine Fragmenten-Biographie."

Notiert man die erinnerten Ereignisse, werden selbst geringe interessant, und so entsteht aus großen, wie aus scheinbar nichtigen Ereignissen, Begegnungen, Gedanken und Empfindungen ein Lebensweg, der einen poetischen Zauber hat, den der wirkliche Weg nicht hatte, und der allein durch die Aufmerksamkeit darauf entsteht. Man schreibt natürlich auch aus Angst, sich zu versäumen, und zahlt als Preis das stete Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit. Der Tod schreibt immer mit.

An einem Novembertag des Jahres 1938 berichtete der *Pfälzer Anzeiger*, eine von den Nationalsozialisten geschaffene Tageszeitung, von den Ereignissen in Neustadt an der Weinstraße während der sogenannten Reichskristallnacht: „Außer der Synagoge ist in der Nacht zum Donnerstag auch das jüdische Altersheim in der Karolinenstraße abgebrannt. An verschiedenen jüdischen Läden und Wohnhäusern wurden die Fensterscheiben eingeschlagen oder -geworfen. Im Übrigen herrschte gestern Ruhe und Ordnung in Neustadt."

Vorfahren und Mitmenschen

Drei Jahre nach dieser Meldung erblickte ich am 30. August 1941, Punkt 5 Uhr in der Frühe, in dieser Karolinenstraße das damals finstere Licht der Welt; denn da herrschte überhaupt keine Ruhe und Ordnung mehr.

Meine vergilbte und brüchig gewordene Geburtsurkunde ist mit einem Hakenkreuz gestempelt. Es ist das Kainsmal einer Generation, die für den Aufbau einer grandiosen deutschen Zukunft vorgesehen war, die stattdessen aber Ängste, Verluste und Entbehrungen zu tragen hatte und nun mit den Verletzungen einer solchen Kindheit leben muss. Der letzte Satz der Urkunde lautet: „Sonstige für die Abstammung wichtige Angaben: –." Statt des Striches hätte dort auch *Jude* stehen können. Dann schriebe ich dies hier nicht.

Obwohl ich meiner Mutter eine unruhige Nacht bescherte, hoffe ich doch, dass an jenem frühen Morgen große Freude herrschte im Hause Wokart. Es war ein Samstag, und so habe ich es knapp verfehlt, ein Sonntagskind zu werden. Seither sind zwei Wesenszüge meine treuen Begleiter: Ich stehe gern am frühen Morgen auf, verfehle aber oft das Beste, und das begann schon damit, dass man mir den Namen Norbert gab, obwohl meine Mutter Maria

hieß und mein Vater Joseph. Als Kind wurde ich aber sowieso nur *Brasche* gerufen. Niemand wusste, warum.

Ich bin im Zeichen der Jungfrau geboren, was mich freut. Doch ich verstehe nicht, wie man die Astrologie für bare Münze nehmen kann, und wundere mich jedes Mal, wenn einer in mir eine typische Jungfrau zu erkennen glaubt und mir bestimmte Eigenschaften als eigentümliche Dispositionen einer himmlischen Konstellation nachzuweisen versucht. Mir reichen meine eigenen Macken, ich brauche nicht auch noch himmlische.

Der antike Dichter Äsop schrieb: „Als Zeus die Menschen gebildet hatte, befahl er Hermes, ihnen Verstand einzuflößen, und der schüttete nun in jeden die gleiche Menge hinein. Die kleinwüchsigen Menschen wurden davon ausgefüllt und somit klug, während bei den großen der Trank nur bis zu den Knien reichte, so dass sie weniger gescheit wurden." Ich bin ein Mensch von kleiner Statur und würde aus dieser Geschichte gern einen Schluss ziehen.

Wer mich heute mit meinen schütter und grau gewordenen Haaren sieht, wird vielleicht nicht glauben wollen, dass ich bei meiner Geburt die blondesten Locken hatte, so dass ich gut als Engelchen hätte durchgehen können. Allerdings entschlossen sich meine Haare schon früh, glatt und braun zu werden, was im Verein mit anderen Veränderungen dafür sorgte, dass sich die anfänglichen Erwartungen zerschlugen, und ich doch nicht als Engelchen zu gebrauchen war.

Nietzsche träumte sich polnische Edelleute als Vorfahren zurecht, zu Unrecht natürlich. Auch meine Vorfahren waren keine Edelleute, auch keine Abenteurer oder Geisteshelden, sie waren fast alle Kleinbürger, mehr lebenskluge als kluge Leute, Handwerker oder Winzer oder beides zusammen. Dazwischen gab es ein paar wissbegierige und weltoffene Menschen, die unter ihren kleinen Verhältnissen und unklaren Bedürfnissen litten und doch nicht wussten, wie sie den einen entkommen und die anderen befriedigen sollten. Die meisten stammten aus der Pfalz oder aus dem Badischen, und fast alle waren, wie man damals sagte, gut katho-

lisch. Da sie sich nicht mehr dagegen verwahren können, schiebe ich, was mir an mir nicht passt, gern auf sie.

Eine meiner Urururgroßmütter aus der mütterlichen Linie muss eine imposante Frau gewesen sein, jedenfalls war sie groß und ungeheuer dick. Ihre Leibesfülle und ihr energischer Blick sind mir von einem stockfleckigen Foto her vertraut, das in der guten Stube meiner Großeltern hing. Noch lebensvoller als ihr Leib müssen freilich ihre Großherzigkeit gewesen sein, ihr Witz und praktischer Sinn, von denen meine Großmutter oft erzählte. Warum gerade von ihr ein Foto erhalten blieb, kann ich nicht sagen.

Mein Großvater Peter Wokart war von Beruf Schriftsetzer und ein kleiner feiner Herr, der nur Hochdeutsch sprach, obwohl er aus der Kleinstadt Neustadt an der Weinstraße stammte, und der stets korrekt mit Anzug und Weste bekleidet war. Seinem Bedürfnis nach dem Kultivierten entsprach sein Bildungsstand freilich nicht. So hörte er nach dem Mittagessen regelmäßig das Sonntagskonzert im Radio und schmetterte die Proteste der anderen Familienmitglieder, die klassische Musik nicht zu schätzen wussten, stets mit dem Hinweis ab: „Davon versteht ihr nichts. Das ist Opus!“ Und wenn seine Frau ihm von den Schwierigkeiten mit den heranwachsenden Söhnen berichtete, lächelte er nur gütig und sagte: „Ach, Lina! Du mit deinen Kindern!“ Eines Samstagnachmittags fühlte er sich nicht wohl, weshalb er sich ganz gegen seine sonstige Gewohnheit hinlegte. Doch zuvor wusch er sich im Bad, wie er es immer tat, und ging erst dann zu Bett. Als seine Frau, besorgt über diese Unregelmäßigkeit, etwas später nach ihm sah, lag er friedlich im Bett und machte sein freundlich lächelndes Alltagsgesicht. Er hatte die Hände auf der Decke gefaltet, den Sonntagsanzug sorgsam, wie er immer war, auf einen Stuhl gelegt, die schwarzen Schuhe darunter gestellt und ein frisches weißes Hemd bereitgelegt. Man musste ihn nur noch ankleiden, und so ging es nicht am nächsten Tag zum Hochamt, sondern am übernächsten zu den Exequien.

Seine Frau Lina stammte aus einem gutbürgerlichen Haus in Baden-Baden. In ihrer Jugend war sie eine Schönheit gewesen, wo-

von sich eine Spur bis in ihr Alter bewahrte. Aber sie war auch eine stolze und herbe, bisweilen verletzende Frau, die mehr um sich besorgt war, als es ihre erzkatholische Gesinnung eigentlich erlaubte. Ein auffallender Zug von ihr war, dass sie gern verreiste und von ihren Urlaubsorten fleißig Karten nach Hause schrieb. Aber ihre wahre Leidenschaft war das Kino, und ihr Lieblingsschauspieler hieß Hans Albers. Da schwärmte sie höchst sentimental von fiktiven Liebeleien, die, hätten sie sich in ihrer Umgebung real zugetragen, ihre höchste Missbilligung gefunden hätten. Gegen meine Mutter pflegte sie eine nur schlecht unterdrückte Abneigung, weil sie vom Land und von bäuerlichem Herkommen war. Das habe ich ihr nie verziehen.

Die Großeltern hatten fünf Söhne, wovon der eine, Hermann, schon nach wenigen Wochen starb. Ich kenne ihn nur von einem winzig kleinen Foto. Da liegt ein pausbäckiger Junge im weißen Kleid wie friedlich schlafend auf seinem Totenbett. Auch den zweiten Sohn namens Paul. lernte ich nicht kennen, da er in russischer Gefangenschaft starb. Über ihn wurden in der Familie, gleichsam als Ersatz für seine Abwesenheit, viele Anekdoten erzählt. Wenn auch nur die Hälfe davon stimmte, muss er ein heiterer, witziger, wohl auch leichtsinniger Mensch gewesen sein.

Der dritte Sohn mit Namen Eugen war ein reich begabter, doch in sich selbst tief zerspaltener Mensch. Er lebte sein Leben lang in möblierten Zimmern, wurde Buchdrucker und im Nebenberuf Alkoholiker, wobei er weniger einer Sucht nachging als seinem Frust anhing. Frauen verunsicherten ihn, und er ging ihnen aus dem Weg. Zeitlebens hatte er einen Drang nach Höherem, kam in jungen Jahren als Wandergeselle weit in der Welt herum, lernte Portugiesisch, Spanisch, Französisch, Tschechisch und Russisch, im Alter überdies noch Latein. Da er ein guter Beobachter war, brachte er von seinen Reisen interessante Erlebnisse mit, die er so lebendig zu erzählen wusste, dass er meine Lust am Reisen sehr beförderte. Seine wahre Leidenschaft aber waren Bücher, und er sammelte mehr davon, als er lesen konnte. Nach seinem Tod fanden sich in seinem Zimmer Bücherpakete, die er noch gar nicht aufgemacht hatte. Bezeichnend auch sein Tod. Als er sich eines

Abends nicht wohl fühlte, irrte er, von seiner Angst vor Krankheit und Tod geschüttelt, stundenlang durch die Stadt, ehe er den verzweifelten Mut fand, sich ins Krankenhaus zu begeben, wo sich die Ärzte seine verworrene Geschichte anhörten, und er seine letzten Stunden ruhig und gefasst verbrachte.

Der vierte Sohn hieß Otto und war das intellektuelle Aushängeschild der Familie. Er hatte in Innsbruck Theologie studiert, wurde Pfarrer und brachte es zum Geistlichen Rat und Domkapitular im Bistum Speyer Er war ein schlanker hochgewachsener Mann und stets mit schwarzer Kutte und breitem Zingulum bekleidet. Trotz seines geistlichen Berufs war er immer von Frauen umschwärmt und umgeben, was er sich wohl gefallen ließ. Ich habe mich oft gefragt, wie er als Student der Theologie mit seiner Sexualität umgegangen sein mag. Dass er entsprechende Bedürfnisse hatte, erfährt man aus einem Brief, den er als Zweiundzwanzigjähriger seinem Vater schrieb: „Wenn man unter Freude Sinnentaumel versteht, dann haben wir herzlich wenig Freude; versteht man darunter aber inneren Herzensfrieden, der eigentlich das einzige Glück ausmacht, dann sind wir Theologen überreich mit Freude bedacht. Wie bemitleide ich die Menschen, wenn ich sehe, wie sie herdenweise sündhaften Freuden nachlaufen; ach, man kann es in ihren Gesichtern lesen: sie sind doch tief unglücklich und werden es umso mehr, je mehr sie vom Becher der Lust trinken.“ Die Unwahrheit dieses Textes leuchtet aus jedem seiner Worte.

Der jüngste Sohn wurde auf den Namen Joseph getauft. Er wurde mein Vater. Zunächst sah es freilich nicht danach aus, da er, wohl in Analogie zu seinem älteren Bruder Otto ins Kloster *Himmerod* in der Eifel eintrat, das er aber bald wieder verließ, wie meine Existenz beweist. Er war gegenüber jeder Obrigkeit und jeder Autorität (Staat und Kirche, Adenauer und Pfaffe) unterwürfig. Ich bin daher nicht sein Sohn, außer im biologischen Sinn, und das ist schlimm genug, obwohl auch er natürlich seine angenehmen Seiten hatte. Er war ein geselliger Mann und konnte eine ganze Gesellschaft unterhalten. Dennoch frage ich mich manchmal, was meine Mutter an diesem Mann so anziehend fand, dass sie ihn

heiratete und Kinder von ihm haben wollte. In der Familie hatte mein Vater die Rolle des Ernährers, ohne sich groß in die Erziehung seiner zwei Söhne einzumischen, wie es damals allerdings üblich war. Während meiner Kinderjahre blieb er mir fast fremd, erst als Erwachsener fanden wir zu größerer Nähe. Nach einem frühen Unfall mit anschließender missglückter Operation war sein linker Arm steif und seine linke Hand verkrüppelt, was sich später als Glück erwies, da er zum Wehrdienst nicht taugte. So blieb er mir erhalten, während manche meiner Freunde ihre Väter im Krieg verloren.

Er liebte es, Geschichten aus seiner Jugend zu erzählen, die ich begeistert anhörte, beispielsweise jene einer alten Jungfer, einer Gattung, die damals nicht selten war, heute aber ausgestorben ist: „Heute ist Sonntag. Da freu ich mich. Da nehm ich mein Buch zur Hand und geh in die Kirche. Du auch Abi?“ Wer dieser oder diese Abi war, bleibt ein Geheimnis, da ich nie nachfragte, wer das sei. Aber die damaligen Lebensumstände werden in diesen knappen Sätzen deutlich. Der Höhepunkt der Woche, auf den man sich sechs Tage lang freute, war der Sonntag mit seinem Kirchgang. Heute kommt uns ein solches Leben öder vor, als es damals empfunden wurde, weil man sich bessere Lebensumstände zwar vorstellen, aber nicht realisieren konnte.

Meine Mutter stammte aus Diedesfeld, einem Weindorf etwa 5 km südlich meiner Heimatstadt. Sie war ein uneheliches Kind, das seinen leiblichen Vater, der im ersten Weltkrieg gefallen war, nie kennengelernt hat. Ihre Bildung beschränkte sich auf das, was man damals in einer dörflichen Zwergschule für nötig hielt. Was darüber hinausging, hatte sie sich durch lebenslange Lektüre selbst angeeignet, und ihre Lust am Lesen und Erzählen und ihre Wissbegierde hat sie an mich weitergegeben. Wie sie und mein Vater zusammenfanden, weiß ich bis heute nicht und werde es auch nicht mehr erfahren, da alle Protagonisten in diesem Stück, die Auskunft geben könnten, verstorben sind. Heute tut mir leid, welche Nöte mein Bruder und ich ihrem Mutterherzen bereiteten, das sich in ihrem Stoßseufzer: „Erst treten sie einem in den Bauch und dann ins Herz“, Luft verschaffte Am meisten bedauere ich, dass

ich sie zu Lebzeiten nicht spüren ließ, wie sehr ich sie liebte. Das beruhte auch darauf, dass man sich damals in kleinbürgerlichen Kreisen scheute, Regungen wie Zärtlichkeit, Rührung oder Herzlichkeit zu zeigen, und diese Haltung gab man an seine Nachkommen weiter. Was ich damals versäumte, kann ich heute nicht mehr gutmachen.

Als junges Mädchen hatte meine Mutter einen hellen Sopran und sang als Solistin im Kirchenchor. Ihre Erzählungen davon kommentierte mein Vater stets mit demselben Scherz, von daher datiere die Erfindung der Sauermilch.

Meine Mutter erzählte, an einem bestimmten Tag seien die Kinder ihres Dorfes an die Gemeindegrenze gezogen, wo sich auch die Kinder des Nachbardorfes eingefunden hätten. Man habe sich nach altem Brauch erst geneckt, dann hätten sich die Jungen, was von Anfang an beabsichtigt war, mit Steinen beworfen, wobei sie von den Mädchen, die hinter den Linien für den Steine-Nachschub zu sorgen hatten, angefeuert worden seien. Nach diesem ritualisierten Kampf seien alle, wenn zum Teil auch mit bösen Blessuren, nach Hause gegangen. Ich versuche vergebens, mir meine Mutter als wildes Mädchen vorzustellen, wie sie Steine in ihre Kinderschürze sammelt und unter dauerndem Beschuss nach vorn zu den kämpfenden Buben trägt. Ich kannte sie nur als liebe, freundliche und herzliche Frau.

Mein Bruder Bernhard Otto, der seinen zweiten Namen nie recht mochte, ist ein Jahr älter und war kräftiger als ich, was sich als nützlich erwies, wenn es unter uns Kindern zu Streitigkeiten kam. Er hatte einen eigensinnigen Kopf, was zu manchen Zwistigkeiten vor allem mit unserem Vater führte. Er wurde Buchdrucker und ging, kaum dass er sein eigenes Geld verdiente, früh aus dem Haus und zwar gleich ins Ausland, nämlich ins schweizerische Arbon am Bodensee. Auch heiratete er, ohne die Eltern zu verständigen, die dieses interessante Faktum erst aus der Zeitung erfuhren. Die beiden Enkel, die er den Eltern schenkte, wurden dann aber gern angenommen. Da seine Tochter schon mit 14 Jahren ein Kind bekam, wurden unsere Eltern schließlich auch noch Urgroßeltern.

Obwohl ich seine Neigung zu überraschenden Entschlüssen kannte, hat es mich dennoch damit verblüfft, dass er, immerhin schon im fortgeschrittenen Rentenalter, mit seiner zweiten Frau nach Kreta auswanderte.

Mehr als die väterliche städtische Linie meiner Vorfahren prägte mich die mütterliche dörfliche. Die Heirat der Eltern meiner Mutter war sozusagen eine günstige Gelegenheit, weil der ursprüngliche Bräutigam ihrer Mutter nicht aus dem 1. Weltkrieg zurückgekommen war, aber schon eine Tochter, meine Mutter, gezeugt hatte, deren Existenz ein Beleg für jenen Stich ins Frivole ist, der meine Großmutter bis ins hohe Alter auszeichnete. Da sie Franziska hieß, wurde sie Reise-Fränz gerufen. Sie war eine kleine zierliche, aber energische Frau. Eine gewisse Bigotterie mochte weniger auf ihrem Charakter als auf dörflicher Gewohnheit beruhen, bildete aber einen eigenartigen Gegensatz zu ihrer sonstigen Großzügigkeit. Ihr auffälligster Zug war ein ausgeprägter Pragmatismus, der sie ihr arbeitsreiches Leben mit Anstand meistern ließ. Je älter sie wurde, desto imponierender wurde sie. Sie fürchtete nichts, schon gar nicht den Tod, obwohl sie häufig kränkelte. Ich sah sie zum letzten Mal, als sie meinen Vater und mich nach einem Besuch bei ihr verabschiedete. Da stand sie neben meinem Auto und winkte uns zu, eine zarte schlohweiße, aber aufrechte Frau. Sie lächelte und winkte und wirkte wie verloren in der Welt. Als ich anfuhr, sagte mein Vater: „Was hat sie denn? Sie kam doch sonst nie mit zum Auto!“

Mein Stiefgroßvater Kuhne-Nikla war ein großer stattlicher Mann, dem sein ruhiges ernstes, manchmal bis zum Starrsinn eigenwilliges Wesen eine bäuerliche Würde verlieh, die zu seiner Zeit allerdings nicht selten war. Am Sitz seiner Batschkapp (für einen Hut hatte er nicht den rechten Dez) konnte man seine Stimmung ablesen. Mal saß sie verwegen schief auf seinem Kopf, mal war sie missmutig in die Stirn gezogen, mal keck nach hinten geschoben. Am liebsten war ihm, wenn man ihn in Ruhe und seine eigenen Wege gehen ließ, Streit und Widerspruch waren ihm zuwider, und er mied sie selbst zu seinem eigenen Nachteil, weshalb er wesentliche Entscheidungen gern seiner Reise-Fränz überließ. Allerdings

hatten diese Eigenschaften auch eine gewisse Portion Duckmäusertum und Feigheit als ihre schlechte Kehrseite, und da er bis in die Knochen konservativ war, hatte sein schwieriges Naturell neben manchen guten auch manche üblen Folgen. Das Bild, das sich mir am tiefsten einprägte, ist die Szene, da ich an sein Totenbett trat, und er so ruhig dalag, wie es seinem Wesen entsprach. Man hatte seine großen abgeschafften Hände auf dem Federbett gekreuzt, seine grauen Haare aber hatten dem Kamm getrotzt und umstanden kühn seinen hageren knochigen Schädel. Er hatte seine Würde noch im Tod bewahrt, die auch durch die unpassenden Blumen um sein Bett nicht gemindert wurde.

Tante Paula, die jüngere Halbschwester meiner Mutter, lebte im elterlichen Haus und hatte mit ihrem schwäbischen Mann Rudolf acht Kinder, schön abwechselnd immer ein Mädchen und ein Junge. Für mich war das ein Problem. Wenn wir die Großeltern besuchten, mussten wir auch sie besuchen, in deren Wohnung es jahrelang nach den Windeln stank, die man damals nicht einfach wegwerfen konnte, sondern auskochen musste. Dieser Rudolf hatte neben dieser Leidenschaft noch zwei weitere. Er war ein großer Liebhaber des Rebensaftes und ein noch größerer Maulheld, was dazu führte, dass er gern gewaltige Märchen erzählte, deren Sinn für seine Zuhörer nicht in ihrer Wahrheit lag, sondern im Vergnügen; denn er konnte anschaulich und amüsant erzählen.

Onkel Albert hieß der jüngere Halbbruder meiner Mutter. In seiner Kindheit begeisterte ihn der Flug der Schwalben, womit sich früh ankündigte, was er später wurde. Er meldete sich nämlich als junger Bursche zur Luftwaffe und wurde Kampfflieger. Als er auf einem Heimaturlaub zur Begrüßung tief über Diedesfeld flog, streifte er mit einem Flügel einen hohen Schornstein und stürzte hinter dem Dorf ab. Er hatte Glück und wurde zur Strafe nur an die russische Front versetzt. Im späteren zivilen Leben war er ein schlichter Postbeamter, der aber immer noch begeistert über seine Kriegserlebnisse erzählte, wobei ich den Eindruck gewann, er habe nie darüber nachgedacht, für welche Zwecke er sein Leben riskiert und das anderer Menschen zerstört hatte.

Auf dem Küchenherd in Diedesfeld stand den ganzen Tag ein kleiner Henkeltopf aus Aluminium, der sorgsam aus dem Zentrum des Feuers gerückt war, damit der Haustrunk, den mein Großvater mehrmals täglich aus dem Keller holte, zwar lauwarm wurde, doch nicht heiß. Dieser lauwarme Wein war das gewöhnliche Alltagsgetränk. Man nannte ihn Kaffee.

Jedes Jahr schlachteten meine Großeltern ein selbst gemästetes Schwein. Das war für alle ein großes Fest und für mich ein großer Graus. Nicht, dass mir die Sau leidgetan hätte, es waren die orgiastischen Auswirkungen der blutigen Feier, die mich abstießen. Mit frohen Erwartungen standen alle schon um den Kessel herum, in dem die Metzelsuppe kochte, und die mein Großvater dadurch gehaltvoller zu machen wusste, dass er die eine oder andere Wurst anstach. Wenn aber die Suppe und das Kesselfleisch fertig waren, gab es kein Halten mehr. Da wurde Fleisch in sich hineingefressen, so viel in den armen Bauch zu zwingen war, der nur anfangs noch mit gewaltigen Rülpsern seiner Vergewaltigung zu widersprechen wagte. Zudem wurde die wüste Schlacht von einigen Festteilnehmern so sehr mit Wein begossen, dass sie manchmal fast im Chaos endete. Mit Wurst, Fleisch und Metzelsupp beladen, zogen wir am Abend wieder heim. Doch ich aß tagelang kein Fleisch und keine Wurst mehr und gehe bis heute jeder Völlerei aus dem Weg.

Ich habe Torten immer verabscheut und erinnere mich ungern der Situationen, bei denen sie eine Art Hauptdarsteller waren; denn bei jedem Familienfest, von der Taufe über die Hochzeit und irgendwelche Jubiläen, waren auf einer zu diesem Zweck extra abgeräumten Kommode die Torten aufgebahrt, und es wurde erwartet, dass man nach der Begrüßung als Nächstes zu ihrer Besichtigung schritt, wobei sich jeder ob der zu erwartenden Genüsse erstaunt und erfreut gab und die Torten nicht genug zu loben wusste. Schlimm war, dass man beim Nachmittagskaffee wenigstens ein Stück von diesen pampigen Produkten zu nehmen hatte, was die meisten freilich mit großer Begeisterung taten, wobei manche sogar ihren Ehrgeiz dareinsetzten, von möglichst vielen mindestens gekostet zu haben. Ich zog Leichenbegängnisse jeder an-

deren Familienfeier vor; denn da wurde zwar eine Leiche präsentiert, aber wenigstens einmal keine Torten.

Ein Onkel meiner Mutter, der mit ihr aber fast im gleichen Alter war, hatte sich seine Frau in Wiener Neustadt gesucht. Auf diese Herkunft bildete sie sich viel ein, und so blickte sie mit einer gewissen Verachtung auf ihre pfälzische Umwelt. Sie galt als eigen, wenn nicht gar als zickig, und da passte es gut, dass sie den Namen *Herma* trug. So hieß schließlich kein anständiger Mensch.

Denke ich heute über mein Herkommen nach, muss ich gestehen, der Nachfahre meiner Vorfahren und der Sohn meiner Eltern nur in einem sehr äußerlichen Sinn zu sein. Es gab gewisse sentimentale Momente, in denen ich die Empfindung von Fremdheit und Ferne meinen Eltern gegenüber, die sie nicht verstanden, und die sie sicher schmerzte, selbst bedauerte. Aber diese Empfindung lässt sich durch keine rationale Überlegung besänftigen, zumal sie mit den Jahren wuchs und damit ihre Berechtigung bewies.

Kinderjahre in der Nachkriegszeit

Gegen Ende des Krieges wohnten wir im fränkischen Dorf Hetzles auf einem Bauernhof. Warum, weiß ich nicht. Ich vermute aber, dass es mit dem Pfarrer des Dorfes zusammenhing, der, wie meine Großmutter, Reis hieß und aus Diedesfeld stammte. Ich habe sein Grab bei einem späteren Besuch in Hetzles besucht, wobei ich nichts mehr wiedererkannt habe, obwohl ich dort gelebt, auf der Straße gespielt und sonntags in der Kirche gesessen habe.

Hinter unserem Haus lag ein brennnesselüberwucherter Schuttplatz, den wir Kinder als Spielplatz nutzten. Und nun behauptete mein Bruder eines Tages, Brennnesseln könne man essen. Mit dieser Szene erblickte ich erst eigentlich das Licht der Welt. Ich spüre das Brennen, sehe meinen erschrockenen Bruder und begreife zum ersten Mal, dass *ich* es bin, der dies erlebt. Mit einer solchen Geschichte aus seinen vorpersonalen Träumen zu erwachen, ist, im Nachhinein betrachtet, doch sehr befremdlich.

Eine Szene auf diesem Bauernhof hat sich mir eingeprägt. Ich stand im gepflasterten Hof und sah meiner Mutter und anderen Frauen zu, die Holz zerkleinerten und plötzlich erschrocken aufsprangen. Auf dem Hof gab es nämlich einen Ziegenbock, der in einem Verschlag im Stall gehalten wurde, wo er seine Kräfte gern an dem hölzernen Verschlag ausließ, den er regelmäßig demolierte. Er war nun wieder einmal ausgebrochen und lief frei im Hof herum. Als er mich erblickte, rannte er, wie man mir später erzählte, von hinten auf mich zu, nahm mich auf die Hörner und warf mich hoch in die Luft. In meinem unfreiwilligen Flug sah ich noch die entsetzten Gesichter der Frauen, und dieses Bild ist das abrupte Ende meiner eigenen Erinnerung. Von meiner Mutter weiß ich, dass ich unversehrt landete – auf dem Mist. Diese Erfahrung ist womöglich der Grund dafür, weswegen ich Ziegenböcke für imposante Viecher halte, aber auch großen Respekt vor ihnen habe.

Eines Tages wurde mein Vater, dem es gesundheitlich schlecht ging, in die Küche gebracht, deren Tür hinter ihm verschlossen wurde. Ich saß auf der Treppe zum Obergeschoß und sah, wie zwei- dreimal eine Schüssel voll Blut und Binden an mir vorbeigetragen und draußen entsorgt wurde, während ringsum Schüsse knallten und Granaten explodierten; denn die Amerikaner drangen gegen Nürnberg vor und eroberten gerade unser Dorf. Plötzlich stürmten unter wildem Gebrüll fürchterlich aussehende Soldaten zur Tür herein, stürmten in die Küche und an mir vorbei ins Obergeschoß. Mit dieser Szene erlischt meine eigene Erinnerung. Erzählt wurde mir, dass mein Vater von einem deutschen Wehrmachtsarzt in der Küche operiert worden war, der, während er zum Küchenfenster hinausstieg, um nicht den Amerikanern in die Hände zu fallen, noch Anweisungen erteilt, was noch zu machen sei, und so wurde mein Vater von einem amerikanischen Arzt fertig operiert und dann unter dauerndem Beschuss in den Keller in etwas größere Sicherheit gebracht.

Unter den Wirren des zu Ende gehenden Krieges wanderten wir von Hetzles mit einem Leiterwagen, auf dem unsere Habseligkeiten lagen, zurück in die Pfalz. Dass dies kein Abenteuerurlaub war, sah man an anderen, die ebenso unterwegs waren wie wir; denn da zog manches Elend an uns vorbei oder mit uns, da man sich der unsicheren Situation wegen gern zusammenschloss, wenn der Weg gemeinsam war. Vor allem sah man es an den Toten, die bisweilen am Weg lagen. Manchmal lag einer einfach da auf freiem Feld, lag auf dem Rücken und sah hinauf in den Himmel, während die Fliegen um ihn schwirrten, und einmal lag ein ganzes Trüppchen da, ein wenig zerstreut auf den Äckern ringsum, wohin sie geflüchtet waren, als Marodeure sie beschossen. Aber ihre Wägelchen standen noch immer hintereinander aufgereiht auf dem Weg, als ginge es gleich weiter, obwohl die Habseligkeiten durchwühlt und geplündert waren.

Nur ganz vage erinnere ich mich an eine Begegnung unterwegs. Wir trafen auf einen Mann in der Montur eines Piloten, der sich zur gegenseitigen Verblüffung als mein Onkel Albert erwies, dessen Flugzeug abgeschossen worden war, und der versuchte, sich

in die Heimat durchzuschlagen. Er bekam von meinem Vater Zivilkleider und zog, um uns nicht zu gefährden, falls er doch als Soldat erkannt werden sollte, allein davon. Er kam noch vor uns und ungefährdet in der Heimat an.

Ein großer Schrecken erwartete mich am Rhein; denn da lag die Brücke über den Rhein zerbombt im Fluss, weswegen wir den Rhein auf einer schwankenden Pontonbrücke überqueren mussten. Zuvor trat aber ein Mann im weißen Kittel auf mich zu, der eine riesige Spritze in Händen hielt. Ich brüllte gleich los, während er mir mit seiner Spritze ein weißes Pulver in den Hemdkragen und unter die Hose spritzte. Dass dies der Vorbeugung vor Seuchen diente, und sich alle anderen derselben Prozedur unterziehen mussten, beruhigte mich nicht. Heulend überquerte ich die Brücke und musste auf der anderen Seite entsetzt feststellen, dass schon wieder einer mit einer großen Spritze auf mich wartete. Die Franzosen trauten den Entseuchungskünsten der Amerikaner nicht und wiederholten auf ihrer Seite die Aktion. So zogen wir unter anhaltendem Gebrüll von meiner Seite in die Heimat ein.

Auf dem Nollen, einem Berg im Westen meiner Heimatstadt, war schon vor dem Krieg eine Siedlung geplant gewesen, in der meine Eltern eine Doppelhaushälfte erwarben, wobei die Gärten dazu dienten, um Kartoffeln und Gemüse anzubauen. Die Straßen des Viertels wurden nach deutschen Kolonialhelden in Afrika benannt, die richtiger als Verbrecher zu bezeichnen sind, weshalb das Viertel im Volksmund *Afrikaviertel* hieß. Die Bewohner dieses Viertels bildeten wegen der entfernten Lage zur Stadt ein besonderes Lokalbewusstsein aus, das ein Gefühl solidarischer Gemeinschaft einschloss, jedenfalls solange die Not der Nachkriegszeit die Bewohner zwang, zusammen zu halten. Dieses Gefühl war auch der Grund, weswegen wir Kinder vom Afrikaviertel oft mit Stöcken und Steinen gegen die Kinder aus der Vorstadt kämpften, mit denen wir sowieso nicht spielen sollten, da sie als asozial galten. In den ersten Nachkriegsjahren saß an hellen Sommerabenden das halbe Afrikaviertel bei uns im Garten, da wir wegen der Weinhandelsgeschäfte meines Vaters stets mit Wein und wegen der bäuerlichen Verwandtschaft meiner Mutter mit Eiern, Schin-

ken, Wurst und Brot wohl versehen waren. Diese zwanglosen Geselligkeiten sind meine frühesten Eindrücke vom Glück milder Sommernächte bei heiteren Gesprächen.

Mit Einschusslöchern übersäte Hausfassaden oder Männer mit einer schwarzen Augenklappe, mit nur einem Arm oder Bein, wobei Ärmel oder Hose hochgeschlagen war, damit sie nicht herumschlackerten, waren für mich ganz normale Erscheinungen.

Ein Hotel meiner Heimatstadt in bester Aussichtslage war von der französischen Besatzungsmacht beschlagnahmt worden, und nun stand auf dem Gehweg davor an jeder Seite des Gebäudes ein Soldat mit Gewehr, um zu verhindern, dass man den Gehweg benutzte. Als meine Mutter mit ihren Kindern an der Hand nicht einsah, dass sie auf die Straße ausweichen müsse, und auf dem Gehweg weiter ging, stieß sie der Soldat mit dem Gewehr roh zur Seite und trat zur Bekräftigung nach uns Kindern. Es ist nicht auszuschließen, dass dieser Soldat privat ein sympathischer Mann gewesen war, den nur die Umstände so verrohten.

Gern stand ich abends am Fenster und wartete auf den Mann, der die Gaslaternen anzündete. Er trug einen Stock mit einem kleinen eisernen Haken am Ende, mit dem er an jeder Laterne durch Ziehen einer Öse den Gashahn öffnete, so dass sich das ausströmende Gas an der kleinen Flamme entzündete, die an jeder Laterne ununterbrochen brannte. Der Mann kam bei jedem Wetter, stapfte durch Sturm und Regen, Eis und Schnee, hielt kurz bei jeder Laterne, tat sein Werk, wartete ein wenig, bis er sicher war, dass sich die Leuchtstrümpfe in der Gaslaterne entzündet hatten, und ging weiter. Er war mein Sandmännchen und mein Trost zumal in der dunklen Jahreszeit. Auch wenn es noch so dunkel wurde, einer kam und brachte das Licht, und ich konnte erst einschlafen, wenn ich wusste, dass der milde Schein der Laterne vor unserem Haus die Nacht, wenn auch nur ein wenig, erhellte.

Ich hatte einige Zeit panische Angst davor, dass sich jemand unter meinem Bett verstecken könnte, weswegen ich jeden Abend nachschaute, ob einer dort lag. Nie lag einer da, was meine Angst aber